

Dr. Margot Käßmann

Mitten in der Gesellschaft – Kinder- und Jugendhospizarbeit als gesellschaftlicher Impulsgeber

9. Deutsches Kinderhospizforum

Essen, 27.10.2023

Anrede,

### **Einstieg: Ein Thema, das Zeit braucht**

Mich bewegt und fasziniert jedes Mal, wie interessiert Kinder sind, wenn es um Sterben, Tod und Trauer geht. Bei einem Kirchentag haben wir Kinderfragen gesammelt. Mich hat bewegt, dass ungefähr ein Drittel sich um Leid und Tod dreht. Etwa: „Mein Opa ist gestorben, weißt du, wo er jetzt ist?“ Oder: „Unser lieber Hund ist tot, ich vermisse ihn so!“ Oder: „Wir mussten meinen Papa begraben. Kann er mich hören, wenn ich mit ihm rede?“ Mir scheint, dass Kinder mit diesen Fragen allzu oft allein gelassen werden. Die Erwachsenen wollen sie schonen, schützen. Aber Kinder bekommen sehr wohl mit, dass es Tod gibt, Böses, Kriege. Mir liegt daran, dass wir Kindern Raum geben, über alles unbefangen zu sprechen, was sie umtreibt. Denn Kindern ist sehr wohl bewusst: Das Leben ist endlich. Auch meins. Aber das muss nicht erschrecken, denn Sterben ist Teil der großen Erzählung des Lebens. Entscheidend ist, dass wir darüber reden und keine Tabus verordnen.

Da sagt einer meiner Enkel beim Schaukeln: „Du bist schon alt, Omi, irgendwann stirbst du!“ Offensichtlich ist er gespannt auf die Reaktion. „Ja, sage ich. Ich werde sterben wie meine Mama und meine Omi gestorben sind. Und du wirst vielleicht auch einmal alt werden und ein Opa sein. Und irgendwann wirst auch du sterben.“ „Tja, Omi“, sagt er weise“, „so ist das Leben!“

Wenn ein Kind fragt und Erwachsene versuchen, eine Antwort zu geben, ist das meist der Beginn eines tiefgründigen Gesprächs. Und das kann sich über Jahre fortsetzen. Kleine Kinder fragen anders als große, mit der Zeit treten andere Themen in den Vordergrund. Kleine Kinder brauchen eher kurze und eindeutige Antworten, ältere beginnen tiefer zu schürfen, nachzuhaken. Jugendliche können scharf und heftig, skeptisch und fordernd nachfragen. Und Erwachsene dürfen ruhig zugeben, dass sie nicht alle Antworten geben können. Wichtig ist, dass es keine Tabus gibt. Alle

Fragen dürfen auf den Tisch. So entsteht ein Gesprächsfaden, an den wir immer wieder anknüpfen können.

Auf die Fragen nach dem Leben und dem Tod und dem Glauben gibt es nie die eine Antwort, mit der das Ganze ein für alle Mal beendet ist. Deshalb brauchen solche Fragen auch Zeit. Sie lassen sich nicht zeitlich festlegen: also heute Abend sprechen wir mal übers Sterben. Diese Fragen können beim Mittagessen aufkommen, wenn gerade ein Terroranschlag bekannt wird: Warum sind manche Menschen so böse? Oder sie regen sich bei einem Spaziergang: Hat Gott das nun alles geschaffen - oder nicht? Oder ganz aktuell: Wieso gibt es Krieg? Oder der Sohn, der fragt: „Mama, wenn du stirbst, krieg ich dann dein Laptop?“ Da ist Humor gefragt. Ich denke, es ist für Erwachsene wichtig, offen zu sein für diese Fragen und sich Zeit mit den Kindern zu nehmen, um Antworten zu geben oder auch gemeinsam die Antworten im christlichen Glauben zu finden.

Es gibt nie *die* Antwort, nur jeweils den Versuch einer Antwort, der immer der Beginn eines Gespräches ist. Es gibt keine perfekten Antworten, es gibt immer nur Annäherungen, ein Ringen um Sprache.

Als ein Kind mich fragte: „Warum gibt es den Tod?“ habe ich versucht, den Theologen Heinz Zahrnt zu übersetzen und geantwortet:

*Ein alter Mann, den ich sehr gern hatte, hat mir einmal gesagt: wenn das Leben hier auf der Erde kein Ende hätte, das wäre doch scheußlich. Darüber habe ich viel nachgedacht. Wenn alle Menschen immer weiterleben würden, das wäre auch eine merkwürdige Vorstellung. Der Tod ist oft unendlich traurig. Wir müssen dann Abschied nehmen. Aber der Tod ist ein Teil des Lebens. Wir werden geboren, wachsen heran, werden erwachsen, dann alt und sterben. Manche sterben früher, manche später. Aber das ist gar nicht so entscheidend. Gott schenkt dir und mir ein Stück Lebenszeit. Und Gott wünscht sich, dass wir diese Zeit so gut es geht ausfüllen. Ein „Leben in Fülle“ soll es sein, hat Jesus einmal gesagt. Dann endet unser Leben hier. Aber nicht als Sackgasse. Ich stelle mir den Tod als eine Station auf unserer Lebensstraße hin zu Gott vor. Er ist kein Ende, sondern ein Übergang. Ich bin überzeugt, das Leben geht bei Gott weiter. Und die Menschen, die wir lieb haben, behalten wir im Herzen.*

Mir ist wichtig, nicht zu unterschätzen, welchen Stellenwert das Thema Tod bei Kindern hat. Wir müssen uns Zeit nehmen, mit ihnen darüber zu reden. Dabei werden

wir die Entdeckung machen, dass Kinder nicht einfach nur die Objekte sind, denen wir als Erwachsene etwas erklären. Kinder sind auch Subjekte, von denen wir lernen können. Sie finden manchmal Worte und Bilder, die uns überraschen können, unsere Erwachsenenhorizonte durchbrechen.

Für mich machen Kinder- und Jugendhospize dieses Thema präsent in einer Gesellschaft, die den Tod gern verdrängt. Aber mehr als das, sie geben der Gesellschaft Impulse. An fünf Beispielen will ich das ausführen:

### **1. Lebenswertes Leben**

Als ich mit einer Delegation aus Indien das Kinderhospiz in Syke besuchte, kam im Nachgespräch tatsächlich die Frage auf, ob es sinnvoll sei, so viel Geld zu investieren, die Kinder würden doch ohnehin sterben. Nun ist Indien ein Land, in dem der Tod von Kindern allgegenwärtig ist. Im Gespräch habe ich deutlich gemacht, dass für mich aus christlicher Überzeugung jedes Leben gleich viel wert ist. Der erfolgreiche Geschäftsmann ist nicht mehr wert als der sterbende Junge, das schwer behinderte Mädchen nicht weniger wert als das schöne Modell auf dem Laufsteg.

Für diese religiöse Überzeugung steht bei uns die Verfassung säkular ein: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Die jüngste Studie der Friedrich-Ebert Stiftung allerdings hat gerade gezeigt, dass in unserem Land eine steigende Zahl der Bevölkerung zwischen lebenswertem und lebensunwertem Leben unterscheidet. Das ist erschütternd. Kinder- und Jugendhospizarbeit führt der Gesellschaft vor, dass Leben sinnvoll ist, bis zuletzt. Dafür stehen die Familien ein, die haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden, vor allem aber die Kinder und Jugendlichen selbst. Ja, es gibt Leid. Aber es gibt auch Lachen und Freude. Wer unheilbar erkrankt hat samt aller Angehörigen eine große Last zu tragen. Aber wer so krank ist, ist nicht nur krank, sondern viel mehr als die Krankheit. Ein Menschen mit Gedanken und Wünschen, Hoffnungen und Begabungen.

### **2. Kinder sind Subjekte**

Wer lebensverkürzend erkrankt wird schnell von anderen zum Objekt gemacht – von Fürsorge oder Mitleid. Das gilt bei Kindern umso mehr. Zu Ostern schrieb mir eine Dame einen langen Brief. Ihr Sohn war 2020 im Alter von 44 Jahren an Bauchspeicheldrüsenkrebs verstorben. Seine Tochter Lotta war da bereits ebenfalls an Krebs erkrankt. Sie starb kurz vor ihrem 9. Geburtstag am 2. März dieses Jahr. Die Oma schrieb mir: "Bei einer Fahrt mit Lotta durch rapsblühende Felder sahen wir am

Himmel einen riesigen Regenbogen. Lotta: ‚Oma, so einen schönen Regenbogen habe ich noch nie gesehen!‘ Wir sangen das Lied vom Regenbogen von Siefried Fietz. Lotta drehte sich um und rief: ‚Oma, der Regenbogen verfolgt uns. Das macht Papa! Er schiebt den Regenbogen an!‘ Welch eine schöne Aussage von unserer besonderen Lotta. Ihre Botschaft: ‚Mein Papa hat mich im Blick. Er lässt mich nicht alleine.‘ So ist sie auch gestorben in den Armen ihrer Mama mit den Worten ‚Alles ist gut‘.“

Mich hat dieser Brief sehr gerührt. Lotta wusste, was Sterben heißt. Sie hatte selbst eine Sprache, Bilder und Worte dafür gefunden, die Erwachsenen oft fehlen, weil ihnen Leid, Sterben und Trauer die Sprache verschlagen.

Auch in unseren theologischen Überlegungen lernen wir endlich, Kinder als Subjekte wahrzunehmen. In der Regel sind sie diejenigen, die noch werden müssen, die erzogen werden, die gebildet werden, die Objekt unseres Handelns und Denkens sind. Mit dem bei den Evangelisten Markus wie Lukas überlieferten Satz „Wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen“, werden Kinder zu Vorbildern für Erwachsene. Der kindliche Zugang zum Leben, zum Reich Gottes, zum Glauben wird nicht als defizitär dargestellt, sondern als geradezu vorbildlich. In der Art und Weise, wie Kinder sich bedingungslos anvertrauen, wie sie mit allergrößter Offenheit ohne jeden Hintergedanken ein Geschenk annehmen können, gilt es, den Glauben anzunehmen. Wilfried Härle hat in dieser „Kindertheologie“ besondere Leistungen der Kinder hervorgehoben:

- Die Elementarität des Zugangs
- Die Leiblichkeit des Denkens
- Die Radikalität des Fragens
- Die Verfremdung des Vertrauten.<sup>1</sup>

Ich bin überzeugt, dass wir von Kindern lernen können. Allem voran gilt es, die Elementarität herauszuheben. Das Denken der Kinder, das meist wesentlich weniger abstrakt ist als das von uns Erwachsenen, kann uns helfen, klarer zu reden.

---

<sup>1</sup> Vgl. Wilfried Härle, Was haben Kinder in der Theologie verloren? Systematisch-theologische Überlegungen zum Projekt einer Kindertheologie, in: Jahrbuch für Kindertheologie. „Zeit ist immer da“, Hg. V. Anton A. Bucher u.a., Calwer Verlag 2004, S. 11 ff; 24 ff.

Lotta hat das Bild vom Regenbogen, den der Papa anschiebt, für sich gefunden. Wir können auch sagen: Der Tod ist kein Punkt, sondern ein Doppelpunkt. Oder: Der Tod ist nur eine Station auf unserer Lebensreise, die weit über diese Zeit und Welt hinausgeht.

Inwiefern aber lassen wir uns als Erwachsene auf die Zumutung des Sterbens ein?

### **3. Ausgleich staatlicher Defizite**

„ich weiß nicht, ob ich das kann“, sagte mir eine verzweifelte Mutter. Ihre Tochter war an einem Hirntumor erkrankt. Die Diagnose aussichtslos. Die Tochter sagte: Wie soll ich denn jetzt damit leben? Ganz am Anfang ihres Studiums stand sie.

Beide haben es auf bewundernswerte Weise geschafft, mit der Situation umzugehen. Die Tochter hat gelebt, die Monate, die ihr blieben, ausgekostet, sie ist gereist, war mit anderen ihres Alters zusammen, hat das Leben ausgekostet so gut sie konnte. Die Mutter hat ihre Tochter in den letzten Wochen mit der Unterstützung des ambulanten Palliativ- und Hospizdienstes bei sich aufgenommen. Täglich kam jemand vorbei, half bei der Pflege und der Versorgung mit Schmerzmitteln. Jemand stand bereit, zu übernehmen, wenn die Mutter einkaufen musste oder einfach mal einen Spaziergang allein brauchte. Die junge Frau ist am Ende in den Armen ihrer Mutter eingeschlafen.

Es ist grausam, wenn ein so junger Mensch sterben muss. Da lässt sich nichts trösten und nichts schönreden. Stirbt ein alter Mensch, so können wir das Leben feiern, das er leben durfte. Stirbt ein Kind, ein junger Mensch trauern wir um all die Möglichkeiten, die nicht gelebt werden konnten. Was aber an all dem gut ist: Wir haben inzwischen in Deutschland ambulante Palliativ- und Hospizdienste! Familien werden mit dem Sterben der Angehörigen nicht mehr völlig allein gelassen. Und die palliative Versorgung ermöglicht, die Schmerzen zu nehmen.

Der Begriff leitet sich ab von dem lateinischen „pallium“, dem bergenden, wärmenden Mantel. Die Londoner Ärztin Dame Cicely Saunders hat diese Arbeit ins Leben gerufen. Bei der Begleitung von tumorkranken Patientinnen und Patienten soll auf deren Lebensqualität geachtet werden. Das heißt, es geht um ihr Selbstbestimmungsrecht, ihre soziale Integration, die Sicherstellung kompetenter Betreuung, die Linderung quälender Symptome wie Übelkeit, Erbrechen, Juckreiz, Schlaflosigkeit und vor allem Schmerzfreiheit. Seit 1994 erst gibt es die Deutsche Gesellschaft für Palliativmedizin.

Ich erinnere mich gut an eine Pressekonferenz in meiner Zeit als Landesbischöfin in Hannover. Es muss im Jahr 2004 gewesen sein. Denn in diesem Jahr haben wir die ersten drei Palliativbetten im Friederikenstift eingeweiht. All das, der ambulante und stationäre Hospizdienst, die palliative Versorgung wurde ehrenamtlich begonnen, geleistet und finanziert. Engagierte Bürgerinnen und Bürger haben sich entschlossen, die Sterbenden und ihre Angehörigen nicht länger alleinzulassen in der Tabuzone Tod. Sie haben sich persönlich eingebracht, um gute Begleitung möglich zu machen. Bei jener Pressekonferenz hat dann die erste Krankenkasse erklärt, dass sie diese Leistungen in ihren Katalog aufnimmt. Das war ein Meilenstein.

Die gesamte Hospizarbeit ist aus ehrenamtlichen Impulsen entstanden. Und sie lebt von ehrenamtlich Engagierten. Die Defizite der Politik werden durch bürgerschaftliches Engagement, durch caring communities ausgeglichen. 1300 Ehrenamtliche sind es allein im Deutschen Hospizverein.

Das ist natürlich großartig. Studien haben auch gezeigt, dass die Zufriedenheit bei ehren- und hauptamtlich Mitarbeitenden im Hospizbereich besonders hoch ist, weil sie Zeit haben für die Menschen, die sie begleiten, weil sie täglich erleben, dass sie sinnvolle Arbeit leisten. Und doch: Der Spruch, der den Diakonissen auferlegt wurde „Mein Lohn ist, dass ich dienen darf“, sollte nicht dazu führen, dass Menschen ausgenutzt werden. Krankenkassen und Staat müssen ihren Beitrag leisten!

Wenn in unserem Land zusätzlich zum Wehretat von 82 Milliarden Euro 100 Milliarden für Rüstung zusätzlich zur Verfügung stehen, aber nur 2,4 Milliarden für Kindergrundsicherung, ist das ein Symbol dafür, wo die Prioritäten liegen. Kinder haben schlicht keine Lobby im Land. Und kranke, ja sterbenskranke Kinder und Jugendliche schon gar nicht.

Das betrifft Kitas und Schulen, wo viel zu wenige Fachkräfte schlecht bezahlt werden. Das betrifft auch die Kinder- und Jugendhospizarbeit. So ist die Kinder- und Jugendhospizarbeit auch eine Mahnung an den Staat, Prioritäten zu setzen. Kinder müssen die Priorität im Land sein, nicht Wirtschaft und Militär.

#### **4. Kinder- und Jugendhospize stehen für ein Kontrastprogramm in der Leistungsgesellschaft**

Schwer kranke Kinder und Jugendliche erleben meist über viele Jahre den Verlust ihrer Fähigkeiten. Und doch wissen sie etwas von Lebensfreude. Ich finde, das ist ein Kontrastprogramm zu unserer Leistungsgesellschaft, die nur „schneller, höher,

weiter“ weiter preist und als sinnvoll ansieht. Ständig ist Selbstoptimierung gefragt. Aber nicht jeder Mensch ist optimierbar. Das mahnen sterbenskranke Kinder und Jugendliche an. Und dennoch gibt es für sie Lebensfreude, Lebensglück, Lebenssättigung.

Viele Menschen suchen heute nach Entschleunigung. Wer eine schwere Krankheitsdiagnose erhält, wird sofort entschleunigt. Da entsteht ein anderer Blick auf das Leben. Da zählt jeder Tag. Da müssen Schmerz und Freude integriert werden in den Lebensalltag.

Dabei geht es mir auch um die Geschwisterkinder von Sterbenskranken. Sie sind täglich konfrontiert mit Sterben und Tod und haben nicht so eine unbekümmerte Kindheit wie andere. Es ist wichtig, dass für sie Aufmerksamkeit vorhanden ist in der Familie, aber auch in Schule und Kita. Ihre Lebenserfahrung, zurückstehen zu müssen, früh Verantwortung zu übernehmen, ist wichtig für andere. Allzu oft aber werden sie ausgegrenzt, finden keinen Raum, von ihrem Erleben zu erzählen. Auch hier sind die Faktoren Zeit und Aufmerksamkeit entscheidend. Eltern sind oft völlig absorbiert von Sorge und Pflichten rund um das schwer erkrankte Kind, das ist verständlich. Aber auch Geschwisterkinder brauchen ihren Raum.

## **5. Trost**

Manchmal habe ich in diesen Tagen den Eindruck, wir sind eine trostlose Gesellschaft geworden. Corona, Krieg, Flüchtlingskrise, Inflation – da fehlen die hoffnungsvollen Aussichten. Aber ohne Hoffnung kann der Mensch nicht leben.

Das Wort Trost hat seine Wurzel in Treue. Trost bedeutet also auch, dass wir dem Menschen treu bleiben, der erkrankt, der von uns geht. Und den Menschen, die trauern, Schmerz erfahren. Die Erfahrung, dass der Tod eben nicht das letzte Wort hat, machen Menschen immer wieder. Als Christinnen und Christen nennen wir diese Erfahrung Auferstehung. Wir vertrauen darauf, dass wir auch nach diesem Leben bei Gott geborgen sind. Wir müssen den Tod nicht verdrängen oder verschweigen, wir können dem Tod ins Auge sehen, weil wir nicht ihm die letztgültige Macht geben.

Wir verstehen nicht alles, sondern sehen nur durch einen Spiegel ein dunkles Bild. So drückt es der Apostel Paulus aus, wenn er sagt:

„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.“<sup>2</sup>

Jostein Gaarder, der bekannte Autor von „Sofies Welt“, erzählt in seinem Buch „Durch einen Spiegel in einem dunklen Wort“ von Cecilie, einem Mädchen, das sterbenskrank ist, die ihr letztes Weihnachtsfest erlebt. In ihrem kleinen Notizbuch notiert sie ihre Gedanken. Sie liegt in ihrem Zimmer, Weihnachtsgeräusche dringen zu ihr nach oben, ihr kleiner Bruder Lasse kommt öfter und erzählt vieles. Auf ihrer Reise auf den Tod hin lernt sie den Engel Ariel kennen. Sie spürt das Sterben nicht, die Leserin ahnt es. Sie fliegt erstmals mit Ariel mit. Gaarders Buch endet wie folgt:

„Etwas später flogen sie zum offenen Fenster zurück und setzten sich auf die Fensterbank, wo Ariel bei seinem ersten Besuch gesessen hatte. Beide blickten auf Cecilies Bett. Sie fand es seltsam, dass sie sich selbst dort liegen sehen konnte. Ihre blonden Haare waren über das Kissen gebreitet, und auf die Bettdecke hatten sie den alten Weihnachtsstern gelegt.

„Ich finde mich auch schön, wenn ich schlafe“, sagte sie. Ariel hielt ihre eine Hand. Er blickte zu ihr hoch und sagte: „So, wie du hier sitzt, bist du noch schöner.“ „Aber das kann ich nicht sehen, jetzt bin ich doch auf der anderen Seite des Spiegels.“ Erst, als sie das gesagt hatte, ließ Ariel ihre Hand los. „Du siehst aus wie ein prächtig gekleideter Schmetterling, der von Gottes Hand losgeflogen ist“, sagte er.“<sup>3</sup>

So endet das Buch. Für mich ist das eine wunderbare Übersetzung der Frage nach Gott und dem Sinn und dem Tod und dem Trost. Cecilie ist auf der anderen Seite des Spiegels. Auf unserer Seite können wir uns die Trauer der Eltern, die Tränen der Großeltern, den Kummer des Bruders vorstellen. Für das Mädchen aber hat sich die Perspektive verändert. Das Stückwerk nimmt ein Ende. Sie erkennt, wie sie schon immer erkannt war.

## **Zuletzt**

Von Jesus selbst ist überliefert, dass er gesagt hat: „Und auch ihr habt nun Traurigkeit; aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen.“ (Johannes 16, 22). Zum einen ist dabei klar: Tod tut

---

<sup>2</sup> 1. Kor. 13, 12.

<sup>3</sup> Jostein Gaarder, in: Durch einen Spiegel, in einem dunklen Wort, Carl Hanser Verlag, München Wien 1996, S. 152

weh. Da ist Schmerz des Abschieds, da sind Kummer und Trauer. Das sollte und kann niemand klein reden. Wir dürfen weinen um unsere Toten, wir müssen den Schmerz nicht unterdrücken und verdrängen.

Dass aber in aller Trauer und auch in den Tränen, die ein Tod immer mit sich bringt, auch Hoffnung ist, sollten wir auch vermitteln. Dass es den Tod gibt, weil es eben das Leben gibt. Geborenwerden und Sterben sind Teil des Lebens. Ich denke, Kinder verstehen das gut, wenn wir uns ernsthaft mit ihnen darüber auseinandersetzen. Ja manchmal scheinen Sie es besser zu verstehen als Erwachsene.

Die Trauerfeier für Nelson Mandela fand in einem Stadion in Südafrika statt. Die Südafrikaner waren bunt gekleidet, hatten Tröten dabei, haben gesungen, gelacht und getanzt. Sie haben das Leben dieses wunderbaren Menschen gefeiert. Im Stadion gab es einen schwarzen Block – die europäischen Staatsgäste, die mit dieser Form des Abschieds nicht umgehen können. Sicher fällt es uns bei einem alten Menschen leichter, sein Leben zu feiern, das er auskosten durfte. Aber auch bei einem Kind, einem jungen Menschen können wir im Abschied feiern, dass eine Spur bleibt, ein liebevolles Wesen unter uns war.

Ich versuche oft, mit der Metapher der Liebe zu erklären, was Leben nach dem Tod bedeutet. Nach meiner Erfahrung können Kinder das sehr gut nachvollziehen. Wenn wir uns an einen Menschen erinnern, den wir sehr geliebt haben, ist er nicht vollkommen tot. Er ist lebendig, wir können seine Anwesenheit fast spüren. Denn die Liebe ist stärker als der Tod.

Kurzum: Nutzen wir die Kinder- und Jugendhospizarbeit, um in unserem Land über Sterben und Tod zu sprechen. Wir müssen nicht so tun, als hätten wir alle Antworten. Aber wir müssen die Kinder und Jugendlichen mit ihren Fragen und ihren Antworten ernst nehmen. Wenn wir ihnen ausweichen, ist das ja ein Zeichen unserer eigenen Unsicherheit als Erwachsene.

Jeder Mensch wird sterben, ob als Kind oder Jugendlicher, junger Mensch, Erwachsener oder im hohen Alter. Wie wir Sterben, Tod, Abschied und Trauer gestalten, das ist die Herausforderung. Wenn es gelingt, Worte, Rituale und Formen zu gestalten, dann hat der Tod nicht das letzte Wort, sondern das Leben und die Liebe. Davon bin ich zutiefst überzeugt.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.